



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Erntegebräuche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Erntegebräuche.

Wieder einmal ist die Ernte im Gange. Rüstigen Schrittes steigt sie von der Ebene nach dem Gebirge hinauf. Auf den Aeckern schneiden Sichel und Sense den gelben Roggen und bald auch den röthlichen Weizen und die borstige Gerste, schichtet der Garbenbinder Mandeln und Feime, geht zur Nachlese über die Stoppeln mit den Vögeln des Himmels die Schaar der Dorfarmen, die nicht säete und doch ernährt wird. Auf den Gemüsebeeten umkränzen Erbse und Bohne ihre Ranken mit Schotenbündeln, setzt Kohl und Kraut seinen grünen Federbusch auf, schwillt in ihrem Furchenbett die Knolle der Hackfrucht, während daneben zur Freude der Hausfrauen Flachsbreiten im Winde ihre blauen Wellen schlagen, und im Obstgarten am fruchtesschweren Zweig Apfel und Pflaume reifen und die Wangen der Pflirsche sich röthen.

Der Segen kam wie vor Alters von oben. Im übrigen erntete jeder wie er gepflügt und gedüngt, gesätet und gegossen hatte. Der Landwirth mit modernen Grundsäen, mit Liebig und Stöckhardt auf seinem Büchersims, mit Drains und Veriefelungsgräben, Knochenmehl und Guano auf seinem Lande, fuhr außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wissenschaft in seine Scheunen. Der Bauer alten Glaubens fand nur, was seine Väter fanden, wenn sie fleißige Pflüger und Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachlässigten, mit denen das Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saat zu fördern gebot.

Auch der Altgläubige hatte seine Wissenschaft bei der Bereitung seines Aekers. Er wußte, daß zur Aussaat des Getreides gewisse Tage gewählt, andere vermieden werden müssen. Er säete, wenn es irgend möglich war, seinen Roggen am Gründonnerstag, seine Gerste am Tage Urban. Er hütete sich, großväterlicher Regeln eingedenk, solche Arbeit an Galli oder Michaelis vorzunehmen, und nicht leicht hätte man ihn vermocht, an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf sein Feld zu fahren, nicht leicht, im Krebs oder Steinbock Rüben, Kohl oder sonst ein Gemüse zu pflanzen. Zu Säetüchern nahm er Leinwand, welche ein Mädchen unter sieben Jahren gesponnen. Beim Säen selbst streute er mit den ersten drei Schritten drei Handvoll im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes aus, damit die Dreifaltigkeit zu besonderer Obacht auf seinen Acker verpflichtend.

Glückbringende Saatzeiten für den Wein erschienen dem altgläubigen Ostpreußen im zweiten Juni, dem Märker im Tage Mariä Bekleidung, Andern im Gründonnerstag; im Mai gesät gibt sein Flachsb schlechte Leinwand. Um den Flachsb recht lang werden zu lassen, ließ der Schlesier, der auf alte Sägung

hielt, seine Hauswirthin in der Fastnacht beim Tanz im Kretscham recht hoch springen, der Ostpreuße die älteste Jungfer in seinem Gehöft am Lichtmeßtage rückwärts vom Tische hüpfen, der Mecklenburger beim Säen eine Harke in das Feld stecken, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und auch so hoch zu werden strebe. Andere Mittel zu diesem Zwecke wendete der Thüringer an, indem er beim Säen ungewöhnlich große Schritte machte, auf dem besäeten Felde frische Eier aß und an die beiden Enden desselben Hollunderbüsche steckte. Eine reiche Kornernnte sicherte sich der altgläubige Bauer der Wetterau, indem er drei Kornähren an den Spiegel steckte und dazu die drei heiligen Namen aussprach. Vor Wetterschaden bewahrte man die Saat hier durch Kohlen vom Osterfeuer, dort durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmsonntage in der Kirche geweiht worden.

Mit ähnlichem Zauber düngten und pflegten die Altgläubigen ihre Gemüsebeete und ihren Obstgarten. Nach althergebrachter Sitte steckten sie ihre Bohnen am Tage Christian, damit sie nicht erfrieren, und in ungrader Zahl, damit sie reichlich tragen möchten, ihre Erbsen an einem Mittwoch oder Sonnabend, weil sie sonst leicht von den Vögeln weggeholt werden könnten, ihre Kürbisse am Abend vor Himmelfahrt, da sie dann besonders groß werden sollten, ihre Gurken aus gleichem Grunde am Walpurgisabend. Ihren Kohl pflanzten sie, damit er gedeihe, am Gründonnerstag, als es in die Kirche läutete, und hielten ihn sorgsam an drei auf einander folgenden Freitagen. Ihr Buchweizen wurde, daß er nicht zu lange blühe, beim abnehmenden Mond gesät. In Betreff der Kartoffeln wurde die Regel beobachtet, sie nicht im Zeichen des Steinbock und stets bei „weichem“, d. h. südlichem oder westlichem Winde zu legen, da sie bei Mißachtung jener Vorschrift hart werden, bei Beachtung dieser gut bersten sollten. Junge, zum erstenmal tragende Bäume machte man fruchtbar, indem man ihre Früchte von einem Kinde unter sieben Jahren abpflücken ließ, oder sie in einen recht großen Sack brach und einige davon verschonte. Ein ebenfalls probates Mittel zu diesem Zwecke war, den Hofhund, wenn er starb, unter dem Baume zu verscharren. Wurden die ersten Früchte gestohlen, so wußte man, daß von dem Baume sieben Jahre lang keine Früchte zu erwarten waren.

So verging die Zeit der Pflege von Feld und Garten. Mancherlei andere Regeln, oft sinnreich, bisweilen sinnlos, hatte der Altgläubige noch zu beobachten; denn groß ist in den Kreisen, wo die Nothenphilosophie der guten alten Zeit noch das Regiment führt, das Kapitel von dem, was man darf und nicht darf. Er hat sie befolgt, treu und sorgfältig, wie es ihm gelehrt worden, wenn auch nicht mit dem vollen Glauben wie seine Väter. Der gewissenhaft angewandte Zauber hat seine Wirkung gethan, die gewissenhafte Arbeit mit Pflug und Hacke noch bessere, Sonne und Regen, je nach des

Jahres Art, die beste. Die Ernte ist da mit ihren Mühen und Freuden. Die Sense blinkt, die Schwaden fallen, und die Knechte rüsten in den Höfen die Wagen, um die Garben einzuholen. Versetzen wir uns in einige der deutschen Landschaften, um zuzusehen, wie unsere Bauern ihre Ernte halten. Vieles, was einst Gebrauch war, ist selbst in entlegnen Gegenden verschwunden. Die Erntefeuern, die im Bergischen und ebenso in Franken flammten, und in die man noch im vorigen Jahrhundert wie in der Heidenzeit ein Opfer an Getreidekörnern oder ganzen Garben warf, sind erloschen; Anderes ist von der Kirche oder der Polizei theils mit Recht, theils mit Unrecht als thörichter Unfug verboten oder von dem Volke freiwillig aufgegeben worden; die stattlichen Aufzüge der alten Zeit, wo man die Ernte gemeinsam einholte, haben mit dem Aufhören der Dreifelderwirthschaft, welches die Tage der Ernte aus einem Dorffeste in ein Familienfest verwandeln mußte, ein Ende genommen. Indes ist noch mancherlei erhalten, was Stoff zu einem hübschen Bilde gibt und zugleich die große Uebereinstimmung der Volkssitten durch ganz Deutschland zeigt.

Dahin gehört zunächst der Gebrauch, auf die letzte Garbe ein besonderes Gewicht zu legen, der, auf ein altes Opfer hinweisend, von den Bergen Tirols bis zu den heckumschlossenen Feldern der schleswig-holsteinischen Geestlande angetroffen wird. Weit verbreitet ist ferner die Sitte, beim Einfahren des Getreides die Fuder mit grünen Büschen zu bestecken. Dann spielt bei den Erntefesten der Hahn eine große Rolle. Endlich sind Ernteschmäuse mit besonderen Gerichten und alterthümliche Erntetänze noch allgemein im Schwange.

Ein schöner Gebrauch ist in den tiroler Dörfern Alpbach und Wildschönau das „Brauteinläuten“. Das Getreide muß hier des Bodens wegen von den Mannsleuten auf der Schulter vom Acker in die Scheuer getragen werden. Wen es dabei trifft, die letzte Garbe heimzubringen, der hat, wie das Volk sagt, „die Braut gekriegt,“ und wie man einen Brautzug mit Sang und Klang heimführt, so wird auch dem Bräutigam, der die Roggen- oder Weizenbraut erworben, möglichste Ehre angethan. Wer irgend im Gehöft abkommen kann, geht ihm mit Ruhglocken und Almschellen entgegen. Eine der Frauen bringt ihm auf einem Teller Branntwein, Butterbrot und Honig zur Erquickung. Dann geht der Zug unter beständigem Geläut heimwärts, und wenn man in die Nähe des Hauses gelangt, mischt auch die Essenglocke auf dem Dach ihr Willkommen in das Gebimmel und Geflingel.

Hoch oben im Norden, in Angeln jenseits der Schlei, hält man es beinahe ganz so wie dort an der Grenze Italiens. Die Festlichkeit wird hier „Arnebeer“, Erntebier, genannt. Die letzten Halme, die von den Schnittern gemäht worden sind, werden dabei zur Gestalt einer Puppe, die „Fock“

oder „Tufe“ heißt, verbunden und in Procession nach dem Hofe gebracht, wo der Besitzer den Zug empfängt, von dem Tagelöhner, der den letzten Sensenhieb gethan hat und die Tufe trägt, einen gereinten Glückwunsch entgegennimmt und schließlich die ganze Gesellschaft im Milchkeller bewirthet, worauf ein Ball folgt.

In den weiten Strichen zwischen den beiden genannten Ländern treffen wir mehr oder minder ähnliche Sitten. Beginnen wir mit den schwäbischen Erntegebräuchen. Hier begegnet uns in der Gegend von Gmünd ein eignes Gemisch von Christenthum und Nachklängen heidnischer Anschauungen. Ehe man in den dortigen Dörfern die Winterfrucht schneidet, kniet der Bauer mit seinen Schnittern auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunser und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man einige Halme stehen, die vorher schon bezeichnet und umkreist worden sind. In diese Aehren steckt man eine Maie, d. h. eine kleine Pappel oder Birke, an welche die Halme mit bunten Bändern befestigt werden, dann knien wieder alle Arbeiter nieder, um wie zu Anfang zu beten. In einigen Orten bleibt die Maie mit ihrer Garbe auf dem Felde stehn, anderswo schmückt sie den letzten Erntewagen. Derselbe Gebrauch herrschte bis auf die jüngste Zeit in der Gegend von Ulm und in Hohenstaufen, wo die geschmückte Maie mit ihrer Garbe der „Mockel“ heißt. Wieder anderwärts hat sich die Sitte anders gestaltet. In der Nachbarschaft von Tübingen, in Derendingen, Weilheim und Bühl, spricht einer, bevor sich die Sichel zum Schnitt in Bewegung setzen: „Im Gottes Namen angefangen!“ oder auch: „Walte Gott der Allmächtige, angefangen!“ wodurch man sich vor Unfällen beim Hauen zu sichern meint. Auch grüßen Vorübergehende die Schnitter nicht mit dem sonst üblichen „Grüß Gott!“, sondern mit „Gelf Gott!“ und die Antwort lautet „Groß Dank!“ Wer in Berkheim bei Gßlingen den letzten Schnitt thut, heißt der Mockel, und zwar nach der Getreideart Gerstenmockel, Hafermockel u. s. w. Bei der „Sichelhenke“, d. i. dem Ernteschmaus bekommt derselbe einen Strauß von Blumen und Aehren, welche letzteren bisweilen vergoldet sind, und einen Schoppen mehr als die Uebrigen. Indeß wird er auch geneckt und ausgelacht, weshalb niemand gern Mockel werden mag. Aehnlich verfährt man in Lorch, in Nellingen und fast überall auf den Filbern. In andern Ortschaften dagegen kommt nur noch der Gebrauch vor, den letzten Erntewagen mit Laub und Blumen zu schmücken.

Ist alles Korn eingefahren, so gibt der Bauer seinen Leuten den Ernteschmaus, der in den meisten Dörfern „Sichelhenke“, in Leutkirch „Schnittbahn“, in Schwäbisch-Hall und dessen Umgebung „Niederfalllet“ heißt. Man pflegt dann Brotkuchen, die mit Rahm bestrichen sind, die sogenannten „Beete“ oder „Beetle“ zu backen, zweierlei Fleisch zu kochen und den Arbeitern Wein und Bier zu geben; auch ist Nachmittags im Wirthshaus Tanz und Musik.

In Heubach liest man die größten Mehren aus und stellt sie während des Schmauses in einem Glase auf den Tisch. Man zählt dann wol die Körner einer Mehre und hebt sie bis zur nächsten Ernte auf. In Tettwang verband sich mit der Sichelhenke früher ein Hahnenschlagen. In Kiebingen und Bühl, wo man die Sichelhenke zu Bartholomäi — am 24. August — hält, kommen zu dem Schmaus noch andere Lustbarkeiten, namentlich Hammel-, Hut- oder Hahnentänze hinzu. Die Theilnehmer bringen durch Loose so viel Geld zusammen, daß sie einen Hammel, Hahn oder Hut kaufen können, der dann zunächst in feierlichem Zuge durch den Ort geführt wird. In Kiebingen, Bühl und Ellwangen ist es in der Regel ein Hammel. Das Austanzen findet im Freien statt. Der Gewinn wird auf verschiedene Weise erlangt. Gewöhnlich wird ein Pistol geladen oder ein Feuerteufel (Schwärmer, Sprühfläschchen) gemacht, dann ein langer Streifen Schwamm angezündet und an das Pulver gelegt. Darauf darf jeder mit seinem Mädchen einmal im Kreis herumtanzen, wobei er entweder einen Säbel oder einen mit Zweigen und Blumen geschmückten Stock in der Hand hält, den er nach Beendigung der Tour seinem Nachfolger übergeben muß. So geht es der Reihe nach um, und wer beim Losknallen des Pistols oder Feuerteufels grade im Tanzen ist, hat den Preis gewonnen. Anders wo, z. B. in Derendingen, zündet man eine Talgkerze an, in welche in einer gewissen Entfernung vom Lichte ein Geldstück gesteckt wird. Bei wem die Kerze so weit abgebrannt ist, daß das Geldstück herausfällt, der hat gewonnen. Bei den Hahnentänzen wird wieder anders verfahren. Burschen und Mädchen tanzen auf einer Wiese um eine Säule herum, auf welcher oben in einem Käfig ein Hahn steht. Jedes Mädchen hat zu versuchen, ohne Unterbrechung des Tanzes ihren Burschen so hoch zu heben, daß er im Stande ist, den Käfig zu ergreifen. Welchem Paare das gelingt, das hat den Preis gewonnen. Anderswo wieder hat das Mädchen den Burschen so hoch zu heben, daß er mit dem Kopfe ein auf der Säule stehendes Glas Wasser umstoßen kann. Jedes Paar dreht sich einmal um die Säule herum, und das wird so lange wiederholt, bis eines den Preis erreicht. Besonders häufig trifft man diesen Gebrauch noch in Oberschwaben, z. B. in der Nachbarschaft von Wangen und Leutkirch an.

Ein besonderer, bisweilen noch bei schwäbischen Erntefesten aufgeführter, auch in norddeutschen Landschaften bekannter Tanz, der sehr wahrscheinlich aus der Urzeit stammt und vielleicht einst religiöse Bedeutung hatte. *) Die Haupt-

*) Man vergleiche, was Kuhn über den Siebensprung am Haarbaum bei Iserlohn mittheilt. Möglicly auch, daß die sieben Schritte bei der indischen Hochzeit und die bei der indischen Feuerprobe hierher zu beziehen sind. Endlich können vielleicht selbst die dem Siebensprung ähnlichen Stellungen der Mohammedaner beim Gebet und die fast ganz gleichen der gemeinen Russen zur Erklärung herbeigezogen werden.

rolle dabei hat der Tänzer. Er muß in bestimmten Zwischenräumen siebenerelei Bewegungen machen: zwei mit den Füßen, zwei mit den Knien, indem er niederkniet, zwei mit den Ellenbogen, die er nach einander auf den Boden stößt, und eine mit dem Kopfe, mit dem er ebenfalls den Boden zu berühren hat. Dabei singt er im Dorfe Oyen:

„Mach mir nur den Siebensprung,

Mach mir's fein alle siebe!

Mach mir's daß ich tanze kann,

Tanze wie ein Edelmann.

's ist einer.“

Der Spruch findet sich plattdeutsch, sonst fast wörtlich wie hier, auch in der Gegend von Bremen als Kinder- und Ammenreim. Bei den letzten Worten „'s ist einer“, liegt der Tänzer auf den Knien und berührt die Erde mit der Stirn, was die letzte Bewegung ist, während sein Mädchen um ihn herumtanzt. Hierauf wird der Vers wiederholt und mit andern Bewegungen dazu getanzt. Am Schluß heißt es dann: „'s sind zwei“, und so zählt der Tänzer fort bis sieben. Darauf geht es rückwärts, und zwar mit denselben Bewegungen wie vorher, indem der Tänzer zählt „'s sind sechs! 's sind fünf!“ bis auf den ersten. Die Musik zu diesem Tanze wird jetzt „Schottisch“ genannt.

Auf die Einfahrt des Getreides und die Sichelhenke folgt das Dreschen und nach dessen Beendigung die „Flegelhenke“, wieder ein Schmaus, der seinen Namen davon hat, daß man bei ihm die Dreschflegel feierlich bis zum nächsten Jahre an den Nagel hängt. Wer beim Dreschen den letzten Schlag auf die Tenne thut, heißt der Mockel, und zwar je nach der Frucht, Gersten-, Hafer-, Erbsemockel u. s. w. Derselbe wird ganz in Stroh eingeflochten, bekommt quer über den Kopf einen Stock, der aus dem Stroh hervorstehend zwei Hörner vorstellt und wird in dieser Vermummung von zwei Burschen an einem Strick vor den Brunnen zur Tränke geführt, wobei er das Gebrüll einer Kuh nachzuahmen hat. So in Verendingen. An andern Orten, z. B. in Wurmelingen, heißt er „Buß“, Korn- oder Gerstenbuß, in Friedingen und Dnsmettingen, wo er den Andern einen Trunk zahlen muß, „Sau“, in Tetnang „Bock“; in Berkheim wird ihm bei der Flegelhenke ein Teller mit Spreu vorgesetzt. In Herbrechtingen gibt man unter den Bauern des Dorfes genau Acht, welches Gehöfte zuletzt mit dem Dreschen fertig wird, und jeder beeilt sich, nicht der letzte zu werden. Wem dies aber doch geschieht, dem wird von den Burschen eine etwa anderthalb Schuh lange Puppe, die als lumpiges Weib angezogen ist und einen Hut aufhat, unversehens in die Scheune geworfen, wobei man ruft: „Do hent ihr die Mockel.“ Die Drescher wissen das aber schon vorher; sie passen darum auf und suchen den, der die Puppe hereinwirft, zu fangen. Gelingt dies, so behalten sie ihn über Nacht und

lassen ihn zur Strafe nicht zur Hängelhenke. In Schlath bei Göppingen aber wirft man die Mockel dem in der Scheuer, der zuerst mit dem Dreschen zu Stande kommt. Erwischt man hier den Werfer, so wird ihm das Gesicht mit Ruß geschwärzt.

Sehr ähnliche Sitten beschließen in Norddeutschland die Mähen der Ernte. Wenn in den westphälischen Dörfern Deckbergen und Kleinbremen das Korn abgemäht ist, so werfen die Schnitter unter dem Ruf „Waul! Waul! Waul!“ (wol der Rest eines Dankgebetes an Wodan, Wold, Wuld, den „Alten“) ihre Mähen empor. In der Gegend von Werl herrscht der Gebrauch, wenn der Roggen gemäht wird, einen grünen Baum auf dem Felde aufzurichten, den man den „Hakelmai“ oder „Hörkelmai“ (eine Erinnerung an Herke, einen der Namen, unter denen die saatensegnende mütterliche Erdgöttin bei den alten Deutschen verehrt wurde) nennt. Ist dies geschehn, so ziehen die Schnitter zum Hofe ihres Bauern und beginnen dort ihre Sensen zu streichen, worauf sich die Wirthin beeilt, ihnen Branntwein herauszubringen, da sie, wenn dies nicht geschieht, das Recht haben, in den Garten zu gehen und dort den Kohl abzumähen. Darauf zieht die Gesellschaft wieder auf das Feld hinaus. Haben die Mädchen die letzte Garbe gebunden, so müssen sie jenen Baum umreißen, wobei sie sich aber nur der Hände, keiner Werkzeuge bedienen dürfen. Nachdem dies gelungen, ziehen auch sie nach dem Gehöft ihres Arbeitgebers, und zwar schreitet dabei eine voran, die einen grünen Kranz auf ihrer Harke trägt. Leise schleichen sie sich heran. Aber die Wirthin erwartet sie schon und hat zu ihrem Empfang einen Eimer mit Wasser bereit, welches sie ihnen entgegengießt. Sie suchen jedoch vorzudringen und namentlich ihr den Kranz überzuwerfen. Gelingt ihnen dies, so gestattet ihnen das Herkommen, der Frau mit der Harke das Haar zu kämmen. Beim letzten Fuder wird dann der Wagen mit grünen Büschen geschmückt. Der Hakelmai wird hinten angebunden, sodaß er nach schleppt, und so geht es mit jubelndem Halloh heim, wo der Wirth ihnen abermals mit einem Maß Branntwein entgegentritt.

In Brockhausen, wo der Hörkelmai ein grüner, mit einem Kranz geschmückter Weiden- oder Birkenbusch ist, den einer der Schnitter auf den Hof trägt, heißt es, „de Hörkelmai draf net drög einkommen,“ und so gießt man seinem Träger, sobald er die Diele betreten will, einen Eimer Wasser ins Gesicht, ein Gebrauch, bei dem an das bei den Maifesten verschiedener Gegenden übliche Begießen mit Wasser und an die Sitte, den Todten Wasser nachzugießen erinnert werden mag.

In der Gegend von Bissendorf und Gesmold, sowie bei Vorgloh bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Strohseil zu einer Puppe zusammen, die man am Ende einer Mandel aufstellt, worauf

alle Schnitter und Binderinnen herzukommen und jubelnd „de Aule! de Aule!“ (der Alte) rufen, manche auch niederknien. Bisweilen wird auch da, wo das beste Korn steht, ein Baum aufgepflanzt und die um denselben herumliegenden Halme zu einer größern Garbe verbunden, welche „der Olle“ heißt. Man hängt sie an jenen Baum bis zur Einfahrt, wo sie der Großmagd zufällt, während in der Gegend von Iserlohn die jedenfalls ältere Sitte herrscht, die Garbe, die auch hier als „de Olle“ bezeichnet wird, an dem Baume hängen zu lassen. Ähnlich verfährt man in den Dörfern bei Unna, wo die Garbe, die hier „die greaute Meaur“ heißt, durch hineingebundene Steine schwerer gemacht und ihr, wenn sie auf dem Hörkelmaiwagen auf den Hof kommt, wie in Brockhausen Wasser entgegen gegossen wird. Ähnlich auch in der Nachbarschaft von Wolfenbüttel, wo die „Kornjungfer“, wie man hier dieses Aehrenbündel nennt, aus drei Garben zusammengesetzt wird. Unter der Kornjungfer wird man die heilige Walpurgis meinen, die als Beschützerin der Feldfrüchte drei Kornähren zum Attribut hat, und in der wiederum, wie in den meisten Heiligen des Volksglaubens, eine alte Göttin verborgen ist.

Eigen ist ein Erntegebrauch in Achte. Wenn es hier an die letzten Garben geht, binden die Mäher aus Halmen eine Puppe zusammen. Die Mägde, welche die Garben zu Mandeln schichten, lassen diese Puppe liegen und nehmen der Reihe nach immer die nächstfolgende Garbe. So fahren sie fort bis zur letzten, wo die Magd, an welcher gerade die Reihe ist, die Puppe herbei tragen muß. Von dieser heißt es dann „de het et Horkind freegen“.

Eine wichtige Rolle spielt bei der niederdeutschen Ernte an vielen Orten der Hahn. So in Kahlstädt am Lippeschen Walde, wo man auf das letzte Fuder einen vergoldeten Hahn setzt, der allerlei Frucht im Maul trägt und nachher meist vorn am Hause aufgehängt wird. So ferner in Barßen bei Pyrmont, wo der mit Flittergold verbräunte Hahn in einem Kranze, und in der Gegend von Warburg, wo er in einer Blumenkrone zu sitzen pflegt. In andern Dörfern ist nur die eine oder die andere Erinnerung an den Hahn geblieben. In den Ortschaften Buer, Crange und Witten im Westphälischen befindet sich auf dem letzten Erntewagen ein grüner Busch, auf den adeligen Gütern ein Kranz mit dem von Fahnen umgebenen Familienwappen, und darüber steckt gewöhnlich eine Hahnenfeder. Der Busch oder Kranz aber heißt der „Bauthahn“, d. h. der Erntehahn. Auf den größern Höfen in der Umgebung von Recklinghausen wird — man vergleiche damit den schwäbischen Ausdruck „Schnitthahn“ — der Ernteschmaus Bauthahn genannt. In Havixbeck stecken die Knechte auf das letzte Garbenfuder einen Nußweig, so viel an demselben Rüsse sind, so viele Gläser Schnaps haben sie zu beanspruchen, wenn geschlachtet wird. Der Nußweig heißt der „Stoppelhahn“; darum sagt man zu Martini, wenn das Schlachten beginnt: „Nun wird der Stop-

pelhahn verzehrt.“ Aehnliche Sitte herrscht in Nordwalde, Roesfeld, Osterwieck und Horstmar, wo der Ernteschmaus Stoppelhahn genannt wird und die Zahl der an dem Zweige sitzenden Mäuse die Zahl der bei der Mahlzeit zu erwartenden Gerichte andeutet. Sizen keine Mäuse von Natur daran, so werden deren einige daran befestigt, wie man denn auch von allen Feldfrüchten, Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen und Wicken einige Halme oder Stengel daran bindet. Ein „Arnehahn“ zierte einst auch im Wittgensteinschen das letzte Fuder; jetzt hat man hier nur noch einen eigenthümlichen Gebrauch, der sich auf die erste Garbe bezieht. In diese wird bei Bauern, die auf alte Sitte halten, ein Käse eingebunden, und sie kommt in der Scheune zuerst in den Haufen. Der, welcher dieselbe im Stauz vom Wagen nimmt, fragt den, welcher sie ihm zureicht: „Wann haben wir Christtag?“ die Antwort lautet: „Ich weiß es nicht!“ — „Nun,“ erwidert jener mit der Logik des Aberglaubens, „so wissen die Mäuse auch nicht, wo ich den Hafer (die Gerste u. s. w.) hinlege.“ Man ist überzeugt, daß die Früchte dann vor dem Mäusezahn verschont bleiben.

Noch ließen sich mancherlei wundersame Erntegebräuche aus niederdeutschen Landschaften anführen; es genüge indeß einige zu erwähnen, wie z. B. daß in der Grafschaft Mark bei der Roggenernte die Mannsleute von den Weibern während des Frühstückes in die Zehen gebissen werden (ein Gebrauch, der in Werl und den benachbarten Dörfern zu Fastnacht vorkommt), ferner, daß bei Unna dem beim Rapsschnitt vorübergehenden die Stiefel abgewischt werden, dann daß bei Nörten im Göttingischen in der Ernte Wettläufe nach Bändern und Tüchern unter den Knechten und Mägden stattfinden, endlich, daß man im Verleburgschen früher den Christbrand in die letzte Garbe einband. Mit diesem letzteren hatte und hat es in manchen Gegenden, z. B. an der Sieg und Lahn, noch jetzt folgende Bewandniß. Am Abend vor Weihnachten wird ein schwerer Klotz aus hartem Holz, gewöhnlich ein Wurzelstummel, entweder in den Feuerherd eingegraben oder in einer dazu bestimmten Mauernische unterhalb des „Fehlhackens“, an dem der Kessel hängt, angebracht. Was davon während der zwölf Nächte — anderwärts binnen Jahresfrist — nicht zu Asche wird, nimmt man sorgsam heraus und streut es entweder zerstoßen auf die Felder, oder steckt es, wie erwähnt, mit einer Garbe in den Kornbahr, dessen Inhalt es, gleich jenem Käse im Wittgensteinschen, vor Mäusefraß bewahrt.

Nicht wesentlich verschieden von den erwähnten Erntegebräuchen sind die, welche hier und dort in Bayern herrschen, wo es unter Andern Sitte ist, in die erste Garbe einen Kuchen, ein Stück Brot oder auch ein Antlasei (buntgefärbtes Gründonnerstagsbrot) zu binden. Wir müssen das nähere so wie das, was sich in Mitteldeutschland von solchen Alterthümern erhalten hat,

übergehn, um Raum für die Darstellung von einigen Gebräuchen bei der Ernte und dem Brechen des Flachses zu behalten.

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit seine Hauptnahrung, mit dem Flachs seine Kleidung in die Scheune. So bewährte die Ernte des letztern gleich der Getreideernte manchen alten Zug, während andere Früchte, z. B. die Kartoffel, die sonst von großer Bedeutung für die Landwirthschaft ist, als Producte der neuen Zeit niemals so zum Gemüthe des Volkes sprachen, daß sich an ihre Eimerntung andere als rein praktische Bräuche geknüpft hätten.

In Schwaben wie im übrigen deutschen Süden scheinen mit der Ernte und dem Brechen des Flachses keine andern Gebräuche verbunden zu sein als der von Meier berichtete, nach welchem, wenn Arbeiterinnen im Freien Flachs brechen und ein „Herr“, d. h. ein Mann in städtischer Tracht vorbeigeht, eine der Frauen ihm entgegentritt, eine Hand voll Flachsstengel ihm vorhält und ihn in Knittelversen um ein Trinkgeld anspricht.

Reicher sind die Mittheilungen, die wir von den Sitten haben, welche mit der Flachsernte in Norddeutschland verbunden sind. Zu Riemke bei Bochum band man früher nach beendigter Ernte, wenn der Flachs und Hanf ins Wasser gelegt wurde, in eines der Bunde ein Butterbrot, welches man den Fretboden nannte und von dem man meinte, es solle das Wasser fressen, damit der Flachs gut werde. In andern westphälischen Dörfern, z. B. in Franzenau, thut man noch jetzt in das Bund drei bunte Wiesenblumen und eine Sichel, indem man glaubt, daß dadurch das Leinen so schön wie die Blumen und so fest wie der Stahl werde — eine zwar weniger gezwungene Erklärung des Gebrauchs als die vorher erwähnte, aber immer noch zu gesucht, als daß man sie für das Ursprüngliche halten dürfte. Richtiger dürfte die Vermuthung sein, daß die Blumen und das Butterbrot einst ein Opfer für Frau Holda, die dem Flachsbau vorstand, waren, während die Sichel, wie alles Eisen in den verschiedensten Gestaltungen des Aberglaubens der deutschen und außerdeutschen Welt, selbst der arabischen, vor dem Einfluß bösen Zaubers schützen mochte.

Ein anderer westphälischer Gebrauch beim Brechen des Flachses gleicht dem oben erwähnten schwäbischen, nach welchem der beim Dreschen zuletzt fertig werdende den Model bekommt. In einigen Ortschaften nämlich herrscht die Gewohnheit, demjenigen, der zuletzt mit dem Brechen und Reinigen seines Flachses oder Hanfes zu Stande kommt, eine mit Scheve, d. h. mit Schalen und Splintern von Flachs oder Hanf ausgestopfte Puppe, die der „Schevekerl“ heißt, vor die Thür zu stellen. Wer seinen Flachs zu spät schwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der Schlepbrake, dem Werkzeuge, womit man hier schwingt, das „Schlepwis“ heißt, am Abend heimlich vor das

Haus gesetzt, wobei es natürlich nicht an Spottreden und Gelächter in der Nachbarschaft fehlt.

Interessanter und poetischer sind die ländlichen Feste, die sich in einzelnen einsamen Bergweilern am Niederrhein, besonders im Bergischen und Siegenischen erhalten haben, die sogenannten „Schwingtage“, an denen die Bäuerinnen des Ortes sich gemeinsam der Reinigung und Zubereitung des Flachses unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechselndes Einweichen und Trocknen mürbe gemacht worden, in der letzten Hälfte des October, finden sich hier die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Höfe desselben zur gemeinschaftlichen Arbeit zusammen. Zuerst werden die mürben Krautstengel auf einer sehr einfachen Maschine, der Breche oder dem Flachsäuel, in welcher zwei in einandergreifende gezähnte Holzscheeren sie fassen und zermalmen, bis auf den zähen Bast gänzlich zerrieben. Dann wird dieser Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrechtstehenden Bretes, des sogenannten Schwingstockes, mittelst der Schwinge, einem dünnen fächerartigen Schlägel, von den daran noch feststehenden Stengelbröckelchen, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Fasern zertheilt. Zwanzig, ja doppelt so viele Frauen, je nachdem das Gehöft oder der Flachs-vorrath bedeutend ist, versammeln sich zu dieser Verrichtung unter freiem Himmel oder in der Scheune. Jede führt außer ihrem Schwinggeräth einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taftmäßigen Geflapper der Schwingen Jauchzen und Gesänge vom Morgen bis zur Mitternacht. In einzelnen Pausen werden eigenthümliche Gerichte und Getränke gereicht, dann auch allerlei alte Spiele gespielt, dann geht es von Neuem an die Arbeit um die Wette — nichts nach Zufall oder Belieben, alles nach dem Herkommen und bestimmtem Ritus, als wenn es, wie einst, in gewissem Sinne einer heiligen Handlung gälte. Die Vorsängerin, gewöhnlich ein graues Mütterchen, beginnt das jeweilige Lied, das entweder vom ganzen weiblichen Chor aufgenommen oder in der Art eines Rundgesanges von Mund zu Mund getragen wird, bis Alle in den Refrain einfallen. Zwischen den stehenden alten Liedern tauchen auch neue auf, doch nur nebenher, als Füllwerk. Die eigentlichen Schwingtagsgesänge tragen alle den Charakter einer fernen naiven Zeit, sie werden fast nur bei dieser Gelegenheit, selten anderswo gesungen. Die Tonart ist Moll, die Weise meist rasch bewegt, der Inhalt bezieht sich entweder auf den Flachs-bau, oder auf das Spinnen, oder ist, und zwar häufiger, erotischer Natur. Bisweilen sind es auch Trinklieder, mitunter Neckereien, oft Balladen von entführten Königstöchtern, tapfern Rittern und Grafen, Jägerseuten, Müllerinnen und andern Lieblingsfiguren der Volkspoesie. Manche der Lieder mögen mehrere hundert Jahre alt sein, wenn

mit man hier schenkt das Schöpfen des Wassers aus dem Brunnen

man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Assonanzen und Alliterationen schließen darf, mit denen sie durchwebt sind.

Nachdem die Schwingerinnen sich vor ihren Schwingstöcken in Reihe geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat, und die Zungen durch den hierbei reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?

Blau, blau Blümelein!

Oberm Lindenbaum, da geht er auf.

Blumen im Thal, Mädchen im Saal!

O du tapfre Rose!“

Das blaue Blümelein ist die Flachsbülte. Die Strophe wird so viele Mal wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung bezeichnet das Haus einer derselben als Aufgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, darunter manche Ballade mit historischen Motiven. So die Ballade: „Zu Engelheim (Engelheim) ein Lindenbaum,“ die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Geschichte von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. So die Sage von Hero und Leander: „Es waren zwei Edelkönigskinder,“ und eine Geschichte vom Pfalzgrafen Heinrich dem Bütigen, der seine Gemahlin erschlug. Andere alte in Wort und Weise merkwürdige Lieder, die bei den Schwingtagen vorgetragen werden, sind das von der Grafentochter am Rhein, die von einem Schelm gestohlen und dem König verkauft wird, der sie, nachdem sie bei ihm sieben Jahr in seinem Schloß gewohnt und sieben Söhne von ihm getragen, einer Andern wegen verstoßen will, woran er indeß von dieser Andern, die in jener ihre Schwester entdeckt, verhindert wird, ferner das von der unschuldig wegen Kindesmord gehängten und wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt (sie war am Galgen von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehen worden), dann die Ballade vom „Abendreuter“ (Abenteurer), einem Grafensohn aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie endlich als Wirthshausmagd in einer Herberge am Rheine findet, und das von der Königstochter, die mit einem Spielmann davon läuft.

Einige dieser Gesänge erinnern an die zarten Weisen der Minnesänger, so z. B.

„Ich ging mit Lust durch den grünen Wald,

Kleinvöglein hört ich singen,

Sie sangen so jung, sie sangen so alt

Die kleinen Waldvöglein inner dem Wald,

So gern hört ich sie singen“ u. s. w.

Dann aber sind auch schelmische Liedchen darunter, wie folgendes:

„Hat sie keinen Mann und will keinen han,
Und will eine Jungfer bleiben,
So will ich die Magd der Königstochter sein,
Will schlafen an ihrer Seite.
Nach dem Tage da kommt die kühle Nacht
An Königstochters Seite.“

So viele andere Lieder, bald ernst, bald heiter, dann wieder ein auf den Flachs bezüglicheß, welches anhebt:

„Es flog eine weiße Taube
Wol aus dem Lindenbaum,
Sie flog wol über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus.
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümlein.
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein.“ u. s. w.

Nach diesem Liede, gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden, verläßt die Gesellschaft plötzlich ihre Schwingstöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Hügel — wenn kein solcher in der Nähe ist, auf einen Korn- oder Heubarn oder sonst eine künstliche Erhöhung — wo alle gegen Osten gewendet, mit erhobenen Händen dreimal aus voller Brust auffauchzen. Was das zu bedeuten, weiß niemand zu sagen. Es ist von Alters her so gebräuchlich und gehört zum Schwingtag, meinen die Leute. Daß es die Burschen zu dem am Abend stattfindenden Tanze herbeirufen solle, ist schwerlich die rechte Erklärung, da der Schwingtag wochenlang vorher in der Nachbarschaft angesagt wird. Wol aber mag hierher bezogen werden, daß einst am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Auffauchzen Sitte war und daß man in Westphalen bei den ländlichen Festlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, womit zu vergleichen ist, daß die Schwingtage früher nur an Freitagen gehalten wurden.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen ihr Schwingen und Singen von Neuem, und das geht so fort, bis am Abend sich die Mannsleute des Ortes einstellen, um an dem dann beginnenden Tanze theilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen heimzuleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschah es dabei nach einem alten Predigtbuche, „daß die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Ragendärmen überspannten und neben dem Hackbrett darauf schnurrten zu teuflischem Halloh und Hopsa.“ Bei der Arbeit und später beim Tanze wird ein nur bei dieser Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemisch aus Wein oder Honigwasser mit Anisbranntwein, worin Pfefferkuchen gebröckelt ist, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu

sind Mehlfuchen und Hirsebrei. Jenes Getränk, Rümppchen oder Minnekümppchen genannt, wird, da es breiartig dick ist, mit Löffeln gegessen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burschen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Rümppchen (Schüffelschen) auf dem Schooße, ihr Schatz kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten mit einem Löffel gespeist.

Das Uebermaß des Genusses dieser Brauntweinsuppe führte bei mehr als einem Schwingtage zu Ausbrüchen der Leidenschaft und zu blutigen Schlägereien, wovon in jeder Gemeinde Beispiele in der Erinnerung leben. Auf dem Heimweg namentlich war es etwas Gewöhnliches, daß rauschlustige Burschen den Versuch machten, dem Einen oder dem Andern sein Schätzchen abzunehmen und selbst heimzugeleiten. Der Sieger bei solchen Streichen rühmte sich dann auf allen Gelagen seiner Heldenthat, der Besiegte war Jahre lang Zielscheibe allgemeinen Spottes. Nicht selten kam es vor, daß die Burschen ganzer Ortschaften sich zusammenthaten, um einem heimkehrenden Schwingtagzug aufzulauern und den Raub der Sabinerinnen nachzuahmen. Dann gab es hartnäckige Kämpfe, bei denen oft die Messer gebraucht wurden und mitunter tödtliche Wunden fielen. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingtage eiferte, und daß in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auch die Polizei mit Verordnungen und Strafen dagegen einschritt. So ist die Festlichkeit in der Ebrie allmählig ganz verschwunden, und auch in den Bergen kommt sie nur noch in wenigen Orten vor.

Die Russen in Jerusalem.

2.

In einem Augenblicke, wo Rußland eben wieder einen Versuch machte, die orientalische Frage, nicht aus der Vergessenheit, sondern aus dem Schrein vorläufig reponirter Acten hervorzuziehen, dürfte dies Bild, wenn es auch unvollendet bleiben mußte, nicht ohne Interesse sein. Wir haben gesehen, daß das nächste Object des petersburger Cabinets, die religiöse Niederlassung in Jerusalem, an dem Widerstande, nicht fremder Confessionen, sondern der eignen Glaubensverwandten, der Griechen, gescheitert ist, und daß zum Theil durch die Bemühung dieser Glaubensverwandten, auch die au pis-